

Zeitschrift: Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA
Herausgeber: Verein für Schweizerisches Heimwesen
Band: 55 (1984)
Heft: 2

Rubrik: Ganzheitliche Betreuung im Heim - weshalb und wie?

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 23.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ganzheitliche Betreuung im Heim – weshalb und wie?

Das Tagungsthema der VSA-Jahresversammlung 1983 in Wattwil – «Betreuen statt Versorgen – Ganzheit als Chance» – ist ein bisschen schlagwortverdächtig. Augenfällig signalisiert es zunächst gewisse Vorbehalte angesichts der Folgeerscheinungen «wissenschaftlicher» Spezialisierungsversuche. Über die blossе Warnung und über die Abwehr hinaus reicht aber der appellative Charakter des Titels: Ganzheitliche Betreuung als Chance und als Ziel, auf welches man sich ausrichten soll, auch wenn es sich immer wieder dem Zugriff oder gar dem Dauerbesitz entzieht. Nach dem Abdruck der Eröffnungsvorträge von Dr. Rudolf Zihlmann und Prof. Dr. Jakob Lutz im Januar-Heft des Fachblatts «Schweizer Heimwesen» folgen in dieser Nummer die Kurzreferate von Hans Ulrich Meier und Anne Sieber, die Textfassung eines Podiumsgesprächs sowie der Abschlussvortrag von Dr. Imelda Abbt. Wichtiger Hinweis: Die Jahresversammlung 1984 der VSA findet am 16. und 17. Mai in der Aula der HTL Brugg-Windisch statt, Tagungsthema «Bewährung – Bewahrung in dieser Zeit».

Hans Ulrich Meier:

Mut zur Absage an die Unverbindlichkeit

Wie erlebt der Leiter eines Erziehungsheimes für Jugendliche die Probleme der Ganzheit?

Ich soll mich hier und jetzt dazu äussern, wie ich die Probleme der Ganzheit in der Erziehung Jugendlicher und im Jugendheim erlebe.

Wenn wir von Ganzheit sprechen, so kommt mir unwillkürlich Pestalozzi in den Sinn, der ein erzieherisches Wirken verlangte, bei dem Kopf, Herz und Hand miteinbezogen sind.

Mit etwas Ironie könnte man nun behaupten, dass wir von diesem Ansatz her das Problem in den Jugendheimen schon längst gelöst hätten und befriedigt aufatmen könnten:

- Für den Kopf haben wir die Gewerbeschule und
- für die Hand die Werkstätten

und das Herz können wir getrost noch den Erziehern überlassen.

Falls es wider Erwarten Abfälle vom Ganzen geben sollte, wird auch der Psychiater noch sinnvoll einzusetzen sein.

- Via Erziehungsplanung werden nun die drei Teilbereiche koordiniert und heraus kommt der «ganze Mensch»
 - denn ein halber möchte ja kaum jemand sein, schon gar nicht wir Männer.

Notfalls kann Ganzheit auch noch konsumiert werden. Mit der richtigen Zigarette und der entsprechenden Whiskymarke wird auch aus einer halben Portion noch ein ganzer Mann.

Sollte trotzdem noch etwas fehlen, gibt es ja noch die Spezialisten, für jeden Körper-, Hirn- und Seelenteil einen andern, damit über die Reparatur der Teile das Ganze wieder heil werde.



Hans Ulrich Meier: «Das Fischernetz ist noch nicht der Fisch . . . »
Aufnahme: Bruno Bühner

Wenn wir jedoch die Ironie beiseite lassen, so wird das vorliegende Thema etwas komplizierter. Ich meine aber, dass die Probleme, an denen unsere Gesellschaft leidet, so sind, dass wir von den Heimen her, bei deren Therapie, eigentlich etwas Positives leisten könnten. Ich denke da an Leiden wie Heimatlosigkeit, den Mangel an gültigen Werten, die Unverbindlichkeit der sozialen Bezüge ausserhalb der Kleinfamilie, und die Orientierungslosigkeit eines erheblichen Teils unserer Mitmenschen. Das Heim kann natürlich nicht so tun, als ob in der Gesellschaft noch eine

Einführung ins Erbrecht

Donnerstag und Freitag, 22. und 23. März 1984, je von 09.30 bis 17.00 Uhr, in der Paulus-Akademie Zürich, Carl-Spitteler-Strasse 38

Der Kurs richtet sich an Leiter(innen) und Mitarbeiter(innen) von Altersheimen, aber auch an alle weiteren Interessenten, die aus persönlichen Gründen etwas vom Erbrecht wissen möchten.

Einige Hinweise zum Inhalt:

Naturgemäss beschäftigt sich der alte Mensch häufig mit dem Erben. Seine sozialen Beziehungen sind mitgefärbt von der Frage, wer ihn in welchem Umfang einmal beerben wird. Das Gewicht der Lebensgeschichte, die persönliche innere und äussere Situation, momentane Stimmungen und Gefühle, die persönlichen Beziehungen sowie auch ganz praktische, meist finanzielle Erwägungen spielen bei den Gedanken um das Erben eine grosse und vielfach wechselnde Rolle. Der Pensionär im Alters- und Pflegeheim braucht häufig zur Klärung von Nachlassfragen einen Gesprächspartner und wendet sich dabei gern an die Heimleitung oder an Heimmitarbeiter. Können und sollen diese solche Gespräche möglichst meiden, oder gehört es zu ihren Aufgaben, hier Zuhörer und Ratgeber zu sein? Das ist wohl die zentrale Frage für das Heim und für den Kurs.

Überdies wird der Kurs aufzeigen, in welchen weiteren Situationen das Altersheim mit Fragen des Erbrechts konfrontiert werden kann, und welche Antworten möglich sind (z. B. Sicherungsmassregeln nach dem Tod eines Pensionärs, rechtliche Implikationen beim Räumen eines Zimmers, zuständige Behörden, Regulierung von Schulden gegenüber dem Heim usw.). Anhand von praktischen Fallbeispielen wird der Kurs Antworten auf solche Fragen suchen und auch eine allgemeine Einführung ins Erbrecht geben: Wer erbt von Gesetzes wegen? Der Pflichtteil. Das eheliche Güterrecht und das Erbrecht. Letztwillige Verfügungen. Der Erbgang, Teilung der Erbschaft.

Kurskosten:

inkl. 2 Mittagessen
und Pausenkaffee

Fr. 250.–

Fr. 230.– für VSA-Mitglieder oder Teilnehmer aus VSA-Heimen

Fr. 210.– für VSA-Mitglieder aus VSA-Heimen

Talon bitte bis spätestens 17. März 1984 senden an:

Kurssekretariat VSA, Tel. 01 252 47 07 (nur vormittags), Seegartenstr. 2, 8008 Zürich.

Anmeldetalon VSA-Kurs mit Dr. H. Sattler, «Einführung ins Erbrecht»

Name, Vorname

Name der Heims

PLZ, Ort, Adresse

Unterschrift, Datum

☐ VSA-Mitgliedschaft des Heims

☐ Persönliche VSA-Mitgliedschaft

einheitliche Grundlage, zum Beispiel Erziehungszielen gegenüber, vorhanden wäre. Andererseits kann es sich von seinem Erziehungsauftrag her auch nicht in die Orientierungslosigkeit verlieren und damit die Hilflosigkeit seiner Klienten noch fördern. Die Jugendlichen, die zu uns kommen, sind ja alles andere als «ganz». Sie erleben sich als zerrissen, und ihr «Sein» vielfach als sinnlos. Sie suchen durch ihr unangepasstes Verhalten nach Halt, Antwort und Geborgenheit in ihrer Umwelt.

Doch gültige Antworten geben kann nur der, der sie auch verantworten kann. Umd somit stellt sich bei der Frage der ganzheitlichen Erziehung sofort auch die Frage nach dem ganzheitlichen Erzieher, denn positiv auf die Ganzheit des Jugendlichen wirkt nur die Ganzheit des Erziehers.

Mit dieser Idee wirke ich allerdings kaum sehr modern, denn wir leben ja im Zeitalter des Spezialistentums. Probleme werden aufgeteilt und analysiert, aber nicht mehr zusammengefügt, das gilt teilweise auch für den kranken und problematischen Menschen. Allerdings habe ich hier die Hoffnung auf ein sich anbahnendes Umdenken.

Dass das Ganze mehr ist als die Summe seiner Teile, sollte wieder klar ins Bewusstsein des Menschen zurückgerufen werden. Was von einer Blume bleibt, wenn wir sie zerpflücken, von einer Melodie, wenn wir sie analysieren, ist nichts mehr, das auf unsere Seele wirkt, ist nichts mehr, das heilt und damit ganzmachen könnte.

Wenn wir uns überlegen, was denn der Jugendliche alles braucht, um ganzheitlich erzogen zu werden, und in der Welt bestehen zu können, könnten wir uns fragen, was ihm an Anforderungen von aussen alles begegnet. Wir brauchen dann eine Medienpädagogik, eine Kunstpädagogik, eine Verkehrspädagogik, eine Musikpädagogik, eine Sexualpädagogik, eine Theaterpädagogik, eine Gruppenpädagogik, usw. Dass wir dabei höchstens uns und die Jugendlichen überfordern, liegt auf der Hand. Wir können mit der Pluralität der Erziehungstechniken, der gesellschaftlichen Vielfalt nicht genügen. Ich glaube deshalb, wir sollten nicht von aussen nach innen, sondern von innen nach aussen fragen. Die Frage würde etwa heissen – wie erlangt ein Mensch Verwurzelung, Autonomie und Ganzheit? Wie erlernt er, sich selbst zu entdecken und zu entfalten? Ich glaube unter anderem dadurch, dass er Menschen begegnet, die selbst wirklich «erwachsen» sind, die nicht auf eigene Beschränkung mit Trotz, auf eigene Belastung mit Depression, auf das Infrage-Gestelltwerden mit Zorn, auf Widerstand mit Unsicherheit und auf Enttäuschung mit Verzweiflung reagieren.

Ich möchte darum in meinem Heim als Erzieher, Lehrer und Werkstattmeister in erster Linie Menschen finden können, die bereit sind, sich zusammen mit unseren Jugendlichen auf den Weg zu machen. Dieser Weg führt für mich nicht ins Spezialistentum, sondern zurück zu jedem einzelnen. Er heisst:

«erkenne dich selbst».

Nur so wird ein eigenes Fundament geschaffen, das bei allem gesellschaftlichen Wandel Gültigkeit behält und den äusseren Wechsel der Wertsysteme überdauert.

Nun sind von der Struktur eines Heimes her einige Stolpersteine und Gefahren vorhanden, die eine ganzheitliche Förderung, Erziehung und Begegnung erschweren. Ich möchte drei erwähnen:

1. Die Gefahr der Arbeitszeit und der Teamgrösse

Keiner von uns Heimleitern wird um die Realität der Arbeitszeitverkürzung herumkommen. Mag man darüber klagen oder sich freuen, es ändert nichts an der Tatsache, dass sich Jugendliche ganzheitlich und Erzieher teilweise im Heim aufhalten. So wird der Jugendliche während seines Tagesablaufs, der zum Beispiel bei uns von zirka 06.30 bis 23.00 Uhr dauert, auf wenigstens zwei verschiedene Erzieher «treffen», während der ganzen Woche auf wenigstens vier, nämlich alle Mitarbeiter des zuständigen Gruppenteams. Das lässt sich kaum ändern, wir können zwar über verschiedene Dienstpläne und Formen des Arbeitseinsatzes diskutieren, die Tatsache, dass in den seltensten Fällen noch anders gearbeitet wird, bleibt bestehen. Dies gilt auch fast durchwegs für andere Formen der Jugenderziehung, zum Beispiel Wohngruppen.

Das Bedürfnis der Erzieher nach Erholungsphasen ist, insbesondere auch bei schwierigsten Jugendlichen, sinnvoll und legitim. Das Problem ist, dass die Gefahr besteht, dass das aktive Tun mit den Kindern und Jugendlichen zusammen als zentrale, erzieherische Chance verpasst wird. Mit den zusätzlichen Mitarbeitern, die eine solche Arbeitsorganisation bedingt, steigt automatisch auch die Zeit, die für Organisation, Kommunikation, Information und Teamprozesse gebraucht wird. Deshalb antworten wir heute vielfach auf die Heimatlosigkeit unserer Kinder und Jugendlichen mit einem erzieherischen Schichtbetrieb, auf ihre Orientierungslosigkeit mit ausgeklügelten Aufgabenteilungen zwischen einzelnen Spezialisten, und auf ihre Beziehungslosigkeit mit Techniken anstatt mit Haltungen. Damit dieser Zustand nicht zu einem inflationären Beziehungsangebot für den Jugendlichen führt und sein Ganzwerden weiter verunmöglicht, muss ein intensiver Teamprozess geleistet werden. Dadurch soll der einzelne Erzieher fähig werden, Verantwortung für das zielgerichtete, erzieherische Handeln innerhalb des ganzen Teams zu übernehmen. Er hat einzustehen, auch für die kollektiv erarbeiteten Werte. Nur so kann die gesamte Gruppe in einen Lernprozess hineingeführt werden, der das positive und negative Geschehen zum Übungs- und Lernfeld für alle werden lässt. Dieses Modell duldet zwar eine Rollenverteilung, die den Fähigkeiten und Wünschen der einzelnen Erzieher entspricht, aber kein «Draussenbleiben» und keine Halbheiten, auch kein minimalistisches Stundendenken. Ferner braucht eine solche Teamarbeit zuverlässige Erzieher, denn der lässige Erzieher verlässt sich auf die Zuverlässigkeit seiner Kollegen.

2. Die Gefahr des Spezialistentums

Der Erzieher soll nicht primär Spezialist und auch nicht in erster Linie Berater sein. Er soll als Pädagoge die Abläufe des gemeinsamen Lebens und Erlebens für Lernprozesse nutzbar machen und mitgestalten. Nur wenn sich der Erzieher als handelnder Mensch und damit auch als «Du» zur Verfügung stellt, wird Erziehung möglich. Oder wie Martin Buber sagte: pädagogisch fruchtbar ist nicht die

pädagogische Absicht, sondern nur die pädagogische Begegnung.

Der Erzieher sollte von daher primär ein ganzer Mensch sein, der in der Lage ist, seinen Klienten sinnvoll handelnd auf allen Ebenen zu begegnen. Seine Kunst besteht im Erspüren des Fehlenden, im Erkennen der Verletzungen des Klienten und im Heilen durch die pädagogische Begegnung. Dies ist für mich echte «Heilpädagogik».

Spezialisten sind dabei für mich in jedem Fall nur «Hilfspersonal» für die Erziehung. Sie haben sich der Entwicklung des Ganzen unterzuordnen. Der Erzieher hat im Zentrum des Handelns zu bleiben. Erzieher mit Minderwertigkeitsgefühlen gegenüber den Spezialisten sind für mich pädagogisch fragwürdig. Dies bewirkt schlussendlich, dass sie für die Kinder oder Jugendlichen nicht mehr im Zentrum erzieherischen Handelns, sondern bestenfalls noch Terminplaner für alle Arten von Therapeuten sind.

3. Die Gefahr der Verwechslung vom Form und Inhalt

Im Moment wimmelt es wieder von neuen Heimkonzepten. Kein Kanton, der etwas auf sich hält, kommt ohne Heimkonzept aus. Das Zürcher, Basler oder Aargauer habe ich bereits gelesen (allerdings mit wechselndem Verständnis). Teilweise ist mir dabei der Ausspruch in den Sinn gekommen – Planung sei die Ersetzung des Zufalls durch den Irrtum.

Nun ist ein Konzept an und für sich etwas sehr Sinnvolles und, von mir aus gesehen, auch notwendig. Gefährlich wird es erst dort, wo man meint, mit der Form auch schon den Inhalt garantieren zu können, anstatt einem bestimmten Inhalt eine günstige Form zu geben.

Ein Konzept garantiert lediglich, dass ein bestimmtes Potential an Mitarbeitern ökonomisch und zielgerichtet eingesetzt werden kann. Erziehungsheime mit besseren Konzepten verbessern oder retten zu können, ist eine Illusion. Heime sind nur mit besseren Leuten zu verbessern, die dann selbst aus ihren Möglichkeiten heraus ein Konzept entwickeln sollten. Ein Konzept garantiert niemals erzieherisch gültiges Handeln oder, um mit chinesischer Weisheit zu sprechen – das Fischernetz ist noch nicht der Fisch.

Warum ist Ganzheit wichtig?

Ich glaube beobachten zu können, dass Fehlendes am «Ganz-Sein» des Menschen immer eine «negative Wirkung» hat. Das Fehlende erzeugt ein Vakuum und will aufgefüllt werden. Wenn nicht mit dem «Richtigen», dann eben mit dem «Falschen», mit einem Ersatz. Und so füllen eben die Menschen ihre fehlende Ganzheit mit Konsum,

- die fehlende Geborgenheit mit Überversicherung,
- die fehlende Akzeptation mit Statussymbolen,
- die fehlende Beziehung mit Sex,
- den fehlenden Lebenssinn mit «Drogenkonsum».

Wenn wir deshalb als Erzieher etwas zur Ganzheit unserer Jugendlichen und damit unserer Gesellschaft und der Welt beitragen wollen, gibt es nur einen Weg und er ist leider ein mühsamer. Er heisst:

bei sich selbst anfangen.

Denn wie schon Meister Eckhart sagte: Je besser das Sein, um so besser das Tun.

Nur so sind wir in der Lage, das «Fehlende, am Ganzen» bei unseren Jugendlichen nicht mit «Falschem» auffüllen zu müssen.

Wenn wir in dieser Art nach unserem Selbst zu fragen beginnen, werden wir allerdings auch um die Frage nach dem Sinn des Lebens und damit auch nach dem Sinn des Ganzen und der Ganzheit nicht herumkommen.

Ganzheit heisst für mich deshalb auch, dass wir unseren Jugendlichen ihre Verantwortung für die ganze Schöpfung wieder zeigen könnten und klarmachen, dass der Mensch sich nicht ausserhalb stellen kann. Ich glaube, dass es für uns Erzieher auch eine Frage der Glaubwürdigkeit ist, dass Verantwortung für Ganzheit in uns auch Verantwortung für Ganzheit um uns bedeutet. Sowenig wie wir Heilung und Entwicklung des Menschen den verschiedensten Spezialisten überlassen können, sowenig sollten wir die Verantwortung für unsere Welt an Spezialisten delegieren. Verantwortung übernehmen heisst aber, aus der Unverbindlichkeit heraustreten. Und hier wird es offenbar schwierig, denn wir haben wohl Kenntnisse und Erkenntnisse, aber kaum noch Bekenntnisse. Ich hoffe, dass mindestens wir Erzieher vermehrt den Mut dazu wieder finden und möchte mit einem Satz von Martin Buber schliessen, der schreibt: – der Erzieher, der dazu hilft, den Menschen wieder zur eigenen Einheit zu bringen, hilft dazu, ihn wieder vor das Angesicht Gottes zu stellen.

Ehrung

(Mitg.) Die Schweizerische Vereinigung für Jugendstrafrechtspflege hat ihrem Ehrenmitglied, Frau Dr. Marie Boehlen, frühere Jugendgerichtspräsidentin der Stadt Bern, für ihr kürzlich im Verlag Paul Haupt, Bern, erschienenen Werk «Das Jugenderziehungsheim als Faktor der sozialen Integration» (besprochen im Fachblatt VSA, Sept. 1983, Seite 245 ff.) eine Anerkennungsgebe überreicht.

Sie würdigt damit die auf wissenschaftlicher Grundlage durchgeführte und differenziert ausgewertete Untersuchung über Bewährung und Nichtbewährung der von der Autorin in den Jahren 1961–1968 heimplazierten Jugendlichen, die für die Gestaltung des Massnahmenvollzuges wertvolle Hinweise ergibt.

Die Persönlichkeit muss unantastbar bleiben

Was heisst ganzheitliche Betreuung in einem Wohnheim für geistigbehinderte Frauen?

1977 wurde unser Wohnheim für geistigbehinderte Frauen eröffnet. Aufgrund der Erfahrungen in anderen Wohnheimen wurde es von Anfang an für eine Grossgruppe konzipiert, teilweise unter Berücksichtigung von Elementen des Pensionärensyste.ms. Im Moment wohnen 21 geistigbehinderte Frauen im Alter zwischen 20 und 45 Jahren bei uns. Sie arbeiten, je nach Behinderungsgrad, in zwei geschützten Werkstätten.

Die meisten unserer Pensionärinnen kamen direkt aus dem Elternhaus, wohnten also 25 bis 40 Jahre bei den Eltern. Alle haben eine heilpädagogische Schulung durchlaufen, sie erlebten für jene Zeit teilweise eine optimale Einzelförderung und wurden insbesondere in der Familie intensiv betreut. Es waren denn auch die Eltern, die den Wohnheimplatz für die Tochter aussuchten.

Versuch einer Beschreibung der Aufgabe

Nun einige Bemerkungen dazu, wie wir unsere Betreuungsaufgabe unter dem Gesichtspunkt der «Ganzheit» verstehen.

Wenn wir zunächst den Ganzheitsbegriff im Zeitablauf des Lebens betrachten, begleiten wir in unserem Heim die Geistigbehinderten in der mehr oder weniger langen Phase des Erwachsenseins, genauer, in der erwerbstätigen Phase vom Abschluss der Schulung und Ausbildung bis zum Eintritt ins Altersheim. Dadurch, und weil wir mit der Arbeit in den Werkstätten direkt nichts zu tun haben, konzentriert sich unsere Aufgabe auf:

- die körperlichen Bedürfnisse: Verpflegung, Körperpflege der geistig Behinderten;
- Gestaltung der Umwelt: Schmücken und Pflegen des Hauses;
- das seelische Wohlbefinden: Förderung des Gemüts, Geben von Geborgenheit und Zuneigung;
- Freizeitgestaltung: Werken, Wandern;
- Förderungen von Beziehungen im Heim selbst;
- Herstellen von Kontakten nach aussen.

Diese Aufzählung zeigt, dass unsere Aufgabe alle Lebensbereiche des Behinderten umfasst. Im Vergleich zu einer Werkstätte oder einer Spezialtherapie können wir uns also auf keinen Persönlichkeitsaspekt ausschliesslich konzentrieren.

Lösungen des «Ganzheitsproblems»

Wir glauben, eine ganzheitliche Betreuung auf verschiedenen Wegen zu erreichen:

- zum einen durch die Verschiedenheit der Betreuer (Ausbildung, persönliche Neigungen und Interessen usw.),



«Auch der Betreuer muss sich im Heim wohlfühlen können»: Anne Sieber.

- dann durch die Grösse der Gruppe und die Persönlichkeitsunterschiede unter den geistig Behinderten, sowie die Vielfalt ihrer persönlichen Kontakte und Beziehungen untereinander
- und schliesslich durch die angestrebte Vielfalt von Kontakten nach aussen.

Die Betreuer

Betreuer und Pensionärinnen stehen ungefähr im selben Alter. Unserer Vorstellung von ganzheitlicher Betreuung nähern wir uns einerseits durch die unterschiedliche Ausbildung und Erfahrung der Betreuer, andererseits durch die Konzeption der Betreuung. Obwohl jedem Mitarbeiter für seinen Bereich die Verantwortung zugeteilt ist, treten wir in unserer direkten Arbeit mit den Frauen nicht als Spezialisten auf. So erschöpft sich zum Beispiel die Aufgabe der Köchin nicht nur im Einkaufen der Lebensmittel und Zubereiten der Mahlzeiten; auch sie ist in den Tageslauf integriert und hilft mit in Pflege und Betreuung. Verständlicherweise beschäftigt sie die Pensionärinnen in der Freizeit am liebsten in der Küche, aber werden nicht gerade beim Backen und Kochen Kopf, Hand und Gemüt besonders angesprochen?

Gleichermassen ist die ausgebildete Krankenpflegerin nicht nur pflegerisch tätig, oder die ausgebildete Erzieherin beschränkt sich nicht nur auf die (erzieherische) Freizeitgestaltung. Diese Vielfalt von Beziehungsmöglichkeiten zum einzelnen Betreuer auf verschiedenen Ebenen erlaubt der Behinderten, ihren Bedürfnissen entsprechend, konkrete

Beziehungen aufzubauen. Damit hoffen wir, dass die Behinderte in ihrer Ganzheit erfasst wird.

Wir sind uns bewusst, dass auch durch unsere Betreuung in der «Ganzheit» Lücken weiterbestehen. Zum Teil werden diese durch Beziehungen zwischen den Behinderten selbst, zum Teil durch Kontakte nach aussen (Eltern usw.) geschlossen.

Andere Lücken sind jedoch grundsätzlicher Natur. Abgesehen davon, dass wir alle Individualisten sind und die Bedürfnisse anderer Menschen nur erraten können, sind wir als Betreuer geistig Behinderter mit einem besonderen Problem konfrontiert:

Schon durch die Bezeichnung «geistig Behinderter», in unserem Fall schwerer geistiger Behinderung, sind wir in der Betreuung unbewusst «vorprogrammiert». Die landläufige Ansicht, «sie sind doch so musisch, so liäb!» steckt auch in uns. So sind wir oft versucht, dem geistig Behinderten und uns selbst so weit wie möglich Erfolgserlebnisse zu vermitteln und konzentrieren uns bei der täglichen Arbeit unbewusst auf den pflegerischen und den Gemütsbereich und tendieren dazu, die rein geistigen Fähigkeiten zu wenig anzusprechen.

Wir hatten zum Beispiel vor ein paar Wochen für kurze Zeit eine Praktikantin von den Philippinen bei uns. Am ersten Abend, als ich spät nochmals bei allen Pensionärinnen die Runde machte, lernte eine mongoloide Frau Wörter aus einem englischen Diktionär, den ihr der Bruder geschenkt hatte. Ich war beschämt. Es war für mich selbstverständlich, der Praktikantin ein paar deutsche Ausdrücke beizubringen; aber meinen Frauen auch ein paar englische Wörter zu lehren, daran hatte ich nicht gedacht.

Neue Projekte, wie zum Beispiel der Bildungsclub, ein von der Pro Infirmis und weiteren interessierten Fachleuten ausgearbeitetes Kursprogramm, können uns helfen, auch dem geistigen Bereich unserer Pensionärinnen besser gerecht zu werden. So sollen demnächst in Zürich Schulkurse für geistigbehinderte Erwachsene beginnen.

Ein weiterer Punkt, der mir im Zusammenhang mit uns Betreuern wichtig erscheint, sind die «Ganzheitsbedürfnisse» des Betreuers selbst. Unser Heim soll ja für die Behinderten sozusagen die zentrale Lebensgemeinschaft werden, das heisst eine Alternative zur eigenen Familie und weitgehend auch zum Freundeskreis eines durchschnittlichen Erwachsenen. Das bedeutet, dass diese Heimkonzeption – gerade weil sie eben für den Behinderten alle Lebensbereiche optimal abdecken sollte und zeitlich nicht befristet ist – vom Betreuer ein grosses Mass an Engagement und Einbringen von eigener Persönlichkeit verlangt. Um diese Lebensgemeinschaft aufbauen zu können und um Beziehungen auf allen Ebenen zu verwirklichen, muss auch der Betreuer sich im Heim wohlfühlen. Wir versuchen dies zu erreichen, indem wir jedem Betreuer ein möglichst breites Aufgabenfeld «anbieten» und ihm freistellen, seinen Fähigkeiten und Neigungen entsprechend, Schwerpunkte zu setzen. Eine ganzheitliche Betreuung sehen wir als gegenseitigen Prozess: Um den vielfältigen Anforderungen der Betreuung entsprechen zu können, muss auch für den Betreuer im Heim und in seinem Privatleben eine gewisse «Ganzheit» bestehen.

Dass diese Anforderungen nicht selbstverständlich sind, zeigt sich für mich immer wieder bei Neueinstellungen: im Raume Zürich wären Spezialisten relativ leicht zu finden, nicht aber Personen, die bereit sind, ihre angestammte Tätigkeit auf weitere Bereiche auszudehnen.

Beziehungen unter Behinderten

In unseren Bemühungen stehen wir natürlich nicht alleine da. Wo in unserer Betreuung Bedürfnisse des einzelnen Behinderten nicht befriedigt werden, können diese Lücken teilweise durch Beziehungen und Interaktionen unter den Pensionärinnen geschlossen werden. In diesem Zusammenhang ist es wichtig, nochmals auf den Grossgruppencharakter des Heims hinzuweisen und auf die Tatsache, dass die Pensionärinnen sehr unterschiedliche Persönlichkeiten sind und mit unterschiedlichen Erfahrungen ins Heim kommen, wie zum Beispiel

- unterschiedliche Grösse und Zusammensetzung der Familie (Einzelkinder neben solchen aus Grossfamilien mit «Sippenerfahrung», Geschwister, Nichten, Neffen und deren Kinder);
- unterschiedlicher sozialer Status der Familie (Akademikerkreise, Arbeiterfamilien u.a.m.);
- unterschiedliche Weite der sozialen Beziehungen (rein familienbezogen bis Mitmachen bei allen Freizeitaktivitäten der Eltern, oder selbständige Beteiligung im Freizeitklub);
- unterschiedliche Medienerfahrung (eigener Fernsehapparat im Zimmer, eigenes Zeitungsabonnement bis Desinteresse);
- ... und natürlich weitere persönlichkeits- und sozial bedingte Unterschiede der Fähigkeiten, Interessen und Neigungen.



Kath. Konfessionsteil
des Kantons St. Gallen

Mietangebot

Für die auf Mitte April 1984 frei werdenden Liegenschaften des Schülerheims Thurhof, Oberbüren, suchen wir einen neuen Verwendungszweck im erzieherischen, sozial-caritativen oder kirchlichen Bereich.

Die in idyllischer Landschaft an der Thur liegenden Gebäude eignen sich vor allem für Heim- und Schulführung.

Mietinteressenten melden sich bei der Katholischen Administration, Klosterhof 6a, 9000 St. Gallen (Tel. 071 22 16 72), wo auch weitere Auskünfte erteilt werden.

Diese unterschiedlichen Erfahrungen und die grundsätzliche Möglichkeit, dass alle mit allen Kontakte haben können, erlaubt auch eine breite Vielfalt von Beziehungen auf allen Ebenen, die unsere Betreuung ergänzen.

Andererseits kann diese Beziehungsvielfalt in der Grossgruppe ein Hindernis für den Aufbau von intensiven Einzelbeziehungen sein.

Kontakte nach aussen

In bezug auf *diese* «Lücken in der ganzheitlichen Betreuung» sind wir in der glücklichen Lage, dass unsere Pensionärinnen immer noch relativ enge und vielfältige Beziehungen zu ihrer Familie haben. Diese beschränken sich nicht nur auf die unsere Betreuung ergänzenden intensiven Einzelbeziehungen zu Eltern und Geschwistern, sondern umfassen, wie oben erwähnt, auch deren Freundes- und Bekanntenkreis.

Aufgrund der Tatsache, dass die Pensionärinnen bis vor sechs Jahren noch mehrheitlich in der Familie lebten, haben wir andererseits immer noch «Probleme des Übergangs» zu bewältigen. Für die Eltern ist der Ablösungsprozess noch lange nicht vollzogen. Verständlicherweise, haben sie doch bis anhin ihr Kind intensiv begleitet, das heisst

- mit der täglichen Auseinandersetzung leben gelernt, ein behindertes Kind zu haben;
- gelernt, ihr Kind unter der Kontrolle der Öffentlichkeit zu erziehen und zu betreuen.

Durch den Übertritt ins Heim realisieren sie, dass auch ihr behindertes Kind erwachsen ist und ein eigenes Leben führt. Verstandesmässig ist ihnen dies bewusst, aber emotional gilt für sie noch der alte Satz: «Sie bleiben immer noch Kinder.»

Für die Pensionärinnen bedeutet das Leben in der Grossgemeinschaft eine Erweiterung ihrer bis anhin gepflegten Beziehungen. Wir spüren, wie für sie die Beziehungen im Heim selbst und die Kontakte zur Aussenwelt einen ähnlich wichtigen Stellenwert bekamen, wie die starken Familienbande.

Was die Kontakte zur Aussenwelt betreffen, so sind die Werkstätten einerseits und vor allem der Weg zur Arbeit andererseits von zentraler Bedeutung. Dies unter anderem, weil für die Behinderten dort eine Möglichkeit besteht, dem Guten im Menschen, aber auch dem Bösen in Form von Ablehnung, Bösartigkeit zu begegnen, sich damit auseinanderzusetzen und verkraften zu lernen – all dies sind Möglichkeiten, mit den anderen Erwerbstätigen Kontakt zu haben, sich Kollegen und Freunde zu suchen.

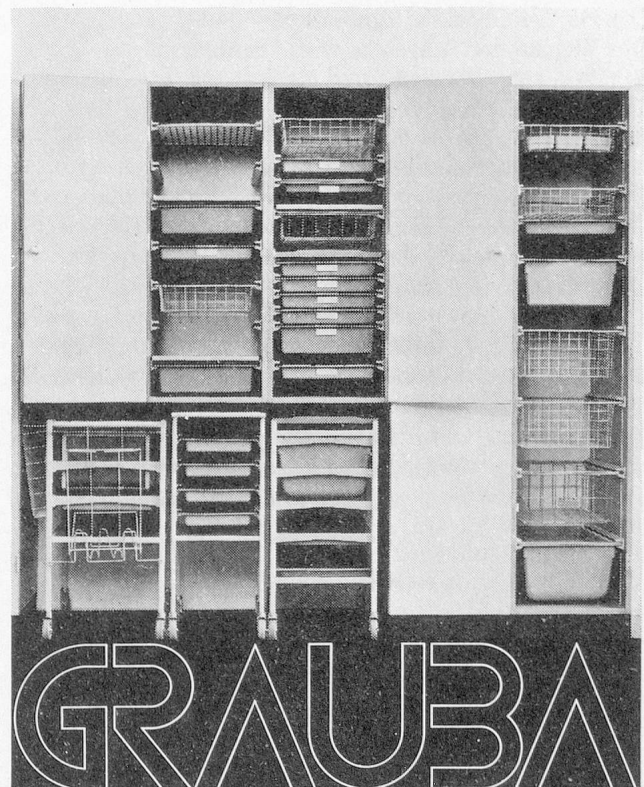
Neben diesen regelmässigen und doch zwanglosen Kontakten, die sich ebenfalls auf die Nachbarschaft und das Quartier erstrecken, versuchen wir auch gezielt, Beziehungen zu einzelnen Gruppen aus dem Quartier anzuknüpfen und zu pflegen.

Allerdings möchte ich betonen, diese Bemühungen dienen nicht nur einer ganzheitlichen Betreuung – insofern als dadurch zusätzlich Bedürfnisse abgedeckt werden können –, sondern auch anderen, ebenfalls wichtigen Zielsetzun-

gen, wie zum Beispiel der Verselbständigung der Behinderten, deren Integration im Quartier, dem Wecken von Verständnis für unsere Probleme und für die Probleme der Behinderten allgemein.

Um abschliessend nochmals auf die Fragestellung zurückzukommen, ob in unserem Heim eine ganzheitliche Betreuung möglich sei, so fällt die Antwort, je nach Ganzheitsbegriff, unterschiedlich aus. Unsere Konzeption entspricht sicher der Forderung, in der Betreuung alle Bereiche miteinzubeziehen. Wie ich ausgeführt habe, sind in bestimmten Fällen noch Steigerungen und Ergänzungen zu verwirklichen. Keinesfalls aber streben wir einen totalitären Ganzheitsbegriff an, der eine vollständige Kenntnis der Behinderten und all ihrer Bedürfnisse voraussetzt. Wir respektieren die Behinderten vielmehr als eigenständige Persönlichkeiten. Gerade für sie mit ihren vielfältigen Abhängigkeiten ist der Respekt vor einem unantastbaren eigenen Bereich besonders wichtig.

Dass immer wieder neue, für uns erstaunliche Persönlichkeitsfacetten zum Vorschein kommen, bereichert unsere Arbeit und bringt unsere Beziehung auf ein Niveau der Gegenseitigkeit. So ist es sicher möglich, dass im Verlauf der Jahre – wir haben ja Zeit – die gegenseitige Kenntnis und die Intensität der Beziehung zunimmt. Dass dem aber letztlich doch Grenzen gesetzt sind, mag der Ausspruch der Mutter einer 40jährigen behinderten Frau verdeutlichen: «In all den Jahren haben wir das Wesen unseres Kindes nie ganz erfassen, sondern nur ertasten und errahnen können. Es wird für uns immer voller Überraschungen bleiben.»



Versorgungs- und Transportsystem
in Baukastenelementen

Scan Modul

système de rangement et de transport
en conception bloc-éléments

Grauba AG
Postfach
4008 Basel

Telefon
061/35 26 66